

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 215 (1936)

Artikel: Friedrich Taubmann, ein Spassvogel im Professorentalar

Autor: Kessler, Gottfried

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374990>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Friedrich Taubmann, ein Spaßvogel im Professorentalar.

Von Gottfried Kehler.



Als einer der originellsten und witzigsten Köpfe aller Zeiten gilt mit Recht der Wittenberger Professor und Dichter Friedrich Taubmann (1565 bis 1613). Durch seine lustigen Einfälle und Schwänke, die er zum größten Teil am Hofe des ihm gewogenen sächsischen Kurfürsten zum Besten gab, wie auch durch seine Beherrschung des Lateinischen, worin er sich in Prosa und Poesie mit fabelhafter Leichtigkeit zu bewegen wußte, hat er sich einen Namen gemacht.

Der äußere Lebensgang dieses merkwürdigen Mannes, den wir einen Spaßvogel im Professorentalar nennen können, ist ein sehr einfacher. Am 15. Mai 1565 zu Wonsee im Bayreuthischen geboren, woselbst sein Vater Schuster und Ortsvorsteher war, verlor er schon früh beide Eltern und wurde von einem Stiefvater, einem tüchtigen Schneidermeister, erzogen. Taubmann sollte ebenfalls diesen Beruf ergreifen, durfte dann aber, da er auffallend talentiert war, die Lateinschule zu Kulenberg und später diejenige zu Heilsbrunn besuchen. Bereits hier erregte er durch rasche Auffassung und gewandte lateinische Verse das Staunen seiner Lehrer. 1592 bezog er, vom Ansbacher Markgrafen „auf Fürsprache vieler vornehmer Leute“, mit einem dreijährigen ansehnlichen Stipendium von 80 Gulden ausgestattet, die Universität Wittenberg, wo er sich dem Studium der alten Sprachen, namentlich des Lateinischen, widmete. Schon 1595 erhielt er daselbst die Professur der „Dichtkunst und schönen Wissenschaften“ und bekleidete sie mit vielem Weißfall bis zu seinem Tode. Als gelehrten Humanisten kennt man ihn aus seinen

Ausgaben des Blautus und Virgil, und seine zahlreichen lateinischen Sinn-, Gratulations- und Scherzgedichte erwarben ihm ebenfalls eine große Berühmtheit; am bekanntesten aber wurde er wegen seines guten, nie versiegenden Humors, von dem wir nun an der 1707 erstmals erschienenen „Taubmanniana“, einer Anekdotensammlung über unsern Dichter, einige Proben zum Besten geben wollen.

Schon als Schulnabe zeigte sich Taubmann lebhaft und witzig und hätte in dieser Hinsicht, statt aus Franken, ebenso gut aus dem Appenzellerland stammen können. Der Sitte jener Zeit gemäß, sang der angehende Lateiner mit seinen Kameraden vor den Türen der Reichen, um dadurch zu einem Bauen oder einer Mahlzeit zu gelangen. „Warum liegst du alle Tage vor meiner Tür?“ fuhr ihn einmal ein vermöglicher Handwerksmeister an. „Weil Ihr alle Tage habt und ich nicht, und weil es besser ist, ich komme zu Euch, als Ihr zu mir“, erwiderte zungensäftig der kleine Student. — In harter Winterszeit aufs armeligste gekleidet, fragt ihn der Besitzer eines Hauses, den er ansingt: „Friert Dich denn nicht?“ „Eigentlich“, entgegnete Taubmann, „sollte ich nicht frieren, denn ich habe meine gesamte Kleidung an.“ Diese Ironie verhalf ihm zu einem neuen Winteranzuge.

Bei seinem Abgang auf die Universität soll ihm seine Stiefmutter drei Groschen, mühsam durch Handarbeit erworben, als Reisegeld mitgegeben und dabei gesagt haben: „Mein Sohn, diese drei Groschen habe ich heute redlich mit meiner Nähnadel verdient, sie werden dir aber mehr nützen, als wenn ich dir 3000 Goldgulden übelgewonnenes Geld mitgäbe. Reise damit wohl!“ Taubmann selber erwähnt indes diese Begebenheit nicht. Da ihn das Stipendium des Markgrafen von Ansbach erst in Wittenberg erwartete, sah er sich genötigt, auf der Reise dahin als Bettelstudent die Mildtätigkeit vermöglicher Personen um ein Viaticum (Wegzehrung) in Anspruch zu nehmen; dabei ereignete es sich, daß ihm ein reicher Amtmann bei Jena drei Pfennige in die Hand drückte. Taubmann griff geschwind in die Tasche, gab dem fargen Herrn einen Sechser und improvisierte dazu folgendes Distichon:

Das mihi tres obolos, et vis patronus haberi?

Do tibi sex, duplex ergo patronus ero.

(Gibst drei Pfennige mir und willst mein Gönner erscheinen? Da nimm sechs; ich bin doppelter Gönner dir nun.) —

Obwohl Taubmann zeitlebens nie durch körperliche Schönheit und Anmut glänzte, hätte er in Halle, das am Wege unseres Musenohnes lag, „sein Glück machen“ können; denn eine reiche Frau, die Witwe eines Ratsherrn, begehrte ihn zum Manne. Allein unter den Altertümern liebte er, wie er launig bemerkte, bloß die klassischen und schlug deshalb die „gute Partie“ aus.

Als Universitätsprofessor erwarb sich Taubmann

durch die eingangs geschilderten Eigenschaften rasch einen großen Ruf. Studenten aus aller Herren Ländern kamen nach Wittenberg, um den gelehrten und geistreichen Mann, ein Original in jeder Beziehung, zu sehen und zu hören. In keinem Jahre stand der Besuch dieser Hochschule unter der Ziffer 2000, so lange Taubmann daselbst lehrte, während sie schon ein Jahr nach seinem Tode auf ungefähr 1200 herunter sank, und dann in der Folge noch mehr.

Zahllos sind die „lustigen Historien und scherhaftesten Einfälle“, die über unsern Professor kursieren: Befragt, weshalb er einen so langen und starken Bart trage, versezte er: „Damit ich, wenn ich ihn sehe und fühle, mich erinnere, daß ich nicht zu einer feigen Memme, sondern zu einem Manne bestimmt bin.“ — Von einem Wittenberger Hausbesitzer, der sein Hab und Gut durch die Gurgel gejagt hatte, sagte Taubmann, der Mann habe einen außerordentlich guten Magen; denn er hätte sogar steinerne Gebäude verdaut. — Nachdem einer seiner Tischgänger alles vertan hatte, was ihm seine Eltern hinterlassen, ging er unter die Söldner. „Das ist der natürliche Verlauf“, sprach der Professor, „wer kein Gold und Silber mehr besitzt, greift zum Eisen.“ — Wiederholt ermahnte Taubmann seine Studenten, sich vor Liebeleien in acht zu nehmen:

Blanda puellarum fuge basia, basia quippe
Blanda puellarum saepe nocere solent.
(Liebliche Küsse der Mädchen sollst du fliehen,

[dieweil ja Lieblicher Mädchen Kuß brachte zu Schaden so oft.]
Ein Musensohn prahlte, daß ihn seine Studienzeit in Wittenberg über 2000 Taler koste. „Wißt ihr was?“ versezte Taubmann, „wenn Ihr jemand findet, der Euch für Eure Studien 100 Taler gibt, dann verkauft sie ihm ohne Bedenken.“ — Ein anderer Student, namens Krebs, der sehr liederlich war, pries einmal über Tisch die Frömmigkeit seiner Eltern. Da sagte Taubmann: „Wenn seine Eltern so fromme Leute sind, von wem hat denn der junge Krebs seine krummen Gänge gelernt?“ — Als die Universität Leipzig 1609 ihr 200jähriges Jubiläum feierte, befand sich unser Professor unter der zu diesem Behuße von der Hochschule Wittenberg abgeschickten Deputierten. Bei dieser Gelegenheit besuchte er auch den Gottesdienst in der Thomaskirche, wo er in dem Stuhle Platz nahm, den ein behäbiger Kaufmann mietweise inne hatte. Derselbe erschien und wies den fremden Inhaber weg. „Laßt es gut sein“, sprach Taubmann, „ich sitze nur alle Jubeljahre einmal hier, beim nächsten hundertjährigen Jubiläum werde ich Euch nicht mehr hinderlich sein.“ — Ein reicher Edelmann, der sich studierenhalber in Wittenberg aufhielt, hatte auf seinen Besitzungen ein ödes Dorf zu einem Flecken umgestaltet, aber meist geringen und nicht immer einwandfreien Leuten darin Aufnahme gewährt. Taubmann reiste mit diesem „Städtegründer“ einmal zum Besuche dorthin. „Nun“, fragte der Edelmann, „wie gefällt Euch der Ort?“ „Ich“, äußerte Taubmann, „vermisste nur eine Papiermühle darin.“ „Wieso diese?“ „Weil Ihr viel Lumpenzeug aufgenommen habt.“

Mit dem kurfürstlichen Hofe, an den Taubmann, der Sitte jener Zeit gemäß, als sog. „kurzweiliger Rat“ sehr häufig berufen wurde, stand er auf dem besten Fuße. Dessen ungeachtet sprach er sich den hohen Herrschaften gegenüber oft sehr freimütig aus. Einmal wurde er gefragt, wo die größten und meistesten Narren zu finden wären. „Am Hofe“, antwortete er, „denn dort muß einer des andern Narr sein.“ — Einst erschien er verkleidet am Hofe und bat um ein Almosen, da sein Handwerk nur noch wenig eintrage. „Was treibt Ihr für ein Handwerk?“ hieß es. „Ich bin“ entgegnete Taubmann, „ein Brillenmacher, aber meine Ware geht kaum noch ab, da alle Fürsten und Herren jetzt durch die Finger sehen.“ — Ueber Tafel äußerte sich Kurfürst Christian II. einmal, er besitze alles, an seinem Hofe fehle wohl nicht das geringste. „Doch“, wandte Taubmann ein, „die Wahrheit. Die hat schon Euer Großvater (der namentlich von sächsischen Geschichtschreibern einseitig verherrlichte August I.) vom Hofe verwiesen.“ — Eines Tages reiste Taubmann mitten im harten Winter von Wittenberg nach Dresden und stellte sich im Zimmer des Kurfürsten, ohne ein Wort zu sagen, an den Ofen. Gefragt, warum? versezte er, er habe sich nur ein wenig wärmen wollen; da schickte ihm der Kurfürst genügend Holz. Taubmanns Kollege, Dr. Balduin, wunderte sich, daß ersterer bei Hofe so gut durchkäme. Die Erklärung lautete: „Das ist sehr einfach, man braucht nur jeden zu ehren und keinem zu trauen.“ — Als man von Taubmann wissen wollte, was er für die beste Politik halte antwortete er: „Das zweite Buch der Könige.“

Zeitlebens trank unser Witzbold gern einen guten Tropfen Wein, und mit Vorliebe pflegte er Begegnenden auf die Frage, wohin er gehe, lachend zu antworten: „Ossa merum sitiunt“ („Meine Beine geh'n nach Weine“). Daher konnte er es nicht leiden, wenn man den edlen Rebensaft, den er in mehr als einem Gedichte besungen hat, verfälschte oder wässerte. Einst sah er während einer Vorlesung von seinem Auditorium aus, wie ein benachbarter Bäcker, der zugleich Wirt war, etliche Kübel mit Wasser in den Keller trug. Sofort schrie Taubmann überlaut: „Feuer! Feuer!“ „Wo, wo?“ fragten die Studenten. „Im Keller, im Keller!“ antwortete der Professor und deutete mit der Hand auf das Nachbarhaus. Alle stürzten nun dorthin und fanden den Bäckermeister auf einem Fasse sitzen, wie er Wasser in den Wein schüttete. Ein andermal wurde in einer Gesellschaft über die Zunahme der schlechten und dünnen Weine bei den Wittenberger Wirten geklagt. „Das liegt an der Elbe“, erklärte Taubmann, „sie tritt bekanntlich oft aus und läuft nicht bloß über die Acker und Wiesen, sondern auch in die Keller und von da in die Fässer.“ — Nicht selten kam es vor, daß unser Professor in froher Tafelrunde dem Traubensaft mehr zusprach, als gerade nötig gewesen wäre. Sein Kollege Erasmus Schmid machte ihm eines Tages darüber Vorstellungen, worauf er erwiderte: „Mein Herr Kollege sagt viel von meinem Weintrinken, aber von meinem großen Durste schweigt er ganz still. Ich muß trinken, weil mich dürstet.“ —

Obwohl er sich (er war eben ein Kind jener weinjungen Zeit) mehr als einmal Entgleisungen zuschulden kommen ließ, so verurteilte er doch den unmäßigen Genuss geistiger Getränke des Entschiedensten, was er einst in charakteristischer, aber allerdings sehr derber Weise bekundete. Bei einem Anlaß zwingen ihn die Hofsleute des Kurfürsten gegen seinen Willen förmlich zum Trinken und wollten ihn nicht eher aus dem Zimmer lassen, bevor er ganz betrunken wäre. Da gab Taubmann zum Schlusse den Wein wieder von sich und sprach: „Ihr Herren! wenn Euer bestialisches Saufen eine Ehre ist, so ist mein unhöfliches Speien keine Schande!“

Erstaunlich war Taubmanns Gewandtheit im Improvisieren schlagfertiger lateinischer Reime und Verse. Einst hatte der Kurfürst noch zwei andere Dichter zur Tafel gezogen, und diese gerieten, als der Wein zu wirken begann, mit Taubmann in einen poetischen Wettstreit, worüber sich der Kurfürst so ergötzte, daß er einen goldenen Bacem oder Gnadenpfennig auf den Tisch warf, für denjenigen, welcher aus dem Stegreif den besten Vers darauf machen würde; als sich jene nun mit Versmachen zu überbieten suchten, griff Taubmann nach dem Bacem und rezitierte aus dem römischen Dichter Virgil:

Nulla salus bello, pacem te poscimus omnes.
(Kein Heil ist in dem Krieg, dich Pacem [Frieden] begehrn wir alle). —

Ein Oberst in Dresden, namens Walter, wettete eines Tages mit Taubmann um einen fetten Ochsen, daß dieser ungeachtet aller Geläufigkeit im Dichten doch nicht imstande sein werde, einen Vers in der selben Zeit zu extemporieren, welche er brauche, um in den Sattel seines Pferdes zu springen. Aber er saß noch nicht im Sattel, als Taubmann schon aus dem Stegreif gesagt hatte:

Ascendit Walter
Veniat bos unus et alter.
(Auf's Roß steigt Walter;

Komm mit dem Ochsen, du Alter!) —

Nicht so gewandt wie im Lateinischen, war er im Dichten deutscher Verse; doch wußte er sich auch da zu helfen, und als der Kurfürst ihm einst einen Becher Wein zutrank, in den er ein schönes Goldstück getan hatte, mit dem Bemerkten, daß er Wein und Goldstück haben solle, wenn er einen guten deutschen Vers darauf mache, trank er den Wein aus und reimte, indem er das Goldstück hervorlangte und einsteckte:

„Zwei Götter können sich im Becher nicht vertragen:
Geh' Plutus in den Sack, du Bacchus in den Magen!“ —

Gegen Dichterlinge und schlechte Poeten war Taubmann strenger, als man von seinem sonst gutmütigen Charakter hätte erwarten sollen; so fuhr er einen Studenten, der ihm zum Geburtstage in lateinischen Versen gratulieren wollte und ihn unbeholfen anredete: „Omnipotens Taubmann, raucum tibi dedico carmen“ (Großmächtigster Taubmann, ich weihe ein heiseres Lied dir) ärgerlich an: „Omnipotens Hundsfott, was machst du mir da für ein' Carmen.“ — Ein anderer studentischer Gratulant begann mit den

Worten: „Tu Taubmanne Vates“ (Taubmann, du Dichtergeniel) geriet dann aber ins Stocken und fand, so oft er auch den Eingang wiederholte, keine Fortsetzung mehr. Dessen müde, sagte der Professor: „Tu mihi lambe nates“ (Leck' mir die hintere Partie!) und kehrte ihm den Rücken. —

Auch auf die Advokaten war Taubmann nicht gut zu sprechen. Als er einmal auf der Straße einen Advokaten, einen Arzt und einen Scharfrichter beisammen stehen sah, wandte er sich scherzend an seinen Famulus (Diener) mit den Worten: „Da seht Ihr die drei größten Schinder der Menschheit!“ — Zu einem Advokaten, der den gesegneten Appetit unseres Professors bewunderte, sprach er: „Ja, mein Magen ist gierig wie ein Advokatensäckel, je mehr er empfängt, desto mehr will er haben“ —

Von seiner Frau, die wie alle Erbtochter den Mund auf dem rechten Fleck gehabt zu haben scheint, wenigstens ihrem Cheherrn gegenüber, pflegte er zu sagen, sie und das Echo am Elsterthor (eine Merkwürdigkeit Wittenbergs) wären einig — beide behielten immer das letzte Wort! — Einen gelungenen Spaß erlaubte sich Taubmann mit seiner Chehälste und der Kurfürstin von Sachsen. Die letztere wünschte Taubmanns Frau kennen zu lernen und lud ihn ein, sie einmal mit sich nach Dresden zu bringen. Taubmann eröffnete nun der Landesmutter vertraulich, seine Frau sei äußerst schwerhörig, und bat sie, mit der selben dann möglichst laut zu reden. Seiner Frau sagte er das nämliche von der Kurfürstin, und nun schrien sich die beiden Damen in der fürchterlichsten Weise und unter den tollsten Grimassen an, zum Gaudium des Kurfürsten, den der Professor vorher von der Mystifikation in Kenntnis gesetzt hatte. — Nichtsdestoweniger lebte Taubmann mit seiner Gattin Elisabeth, der jüngsten Tochter des Wittenberger Bürgers und Krämers Johann Mathäi, stets in bestem Einvernehmen. Sie war ihm eine tüchtige Hausfrau und Stütze, hielt zu allem gute Ordnung und erzog die Kinder sorgfältig. In einem schönen lateinischen Gedichte, welches er seiner Gattin zu Ehren verfaßte, und das mit den Worten schließt: „Alte Sitte bewahr“, meine Elisa nur stets!“ anerkennt er dankbar die trefflichen Eigenarten seiner Hauswirtin.

Trotzdem Taubmanns Witze und Späße weit und breit die Runde machten, wachte er — besonders gegen Unberufene und Neugierige — eifersüchtig darüber, in seiner Stellung als Universitätsprofessor nicht zu sehr an den Lustigmacher oder gar Hofsarren erinnert zu werden. Der Zufall wollte es, daß er einmal bei Hofe einem sehr ehrbürtigen Edelmann voranging. „Es verdrießt mich“, sprach dieser, „daß heutzutage jeder Narr vorangeht.“ „Mich durchaus nicht“, entgegnete Taubmann flugs und trat hinter ihn. — Eines Tages traf in Wittenberg ein reicher Fremder ein, lediglich in der Absicht, Taubmann als Possenreißer kennen zu lernen, weshalb er ihn zur Tafel einlud. Der Professor erschien, aß und trank nach seiner Gewohnheit tüchtig und führte eine zwar geistreiche, jedoch gar nicht auffallend belustigende Unterhaltung. Nach der Mahlzeit

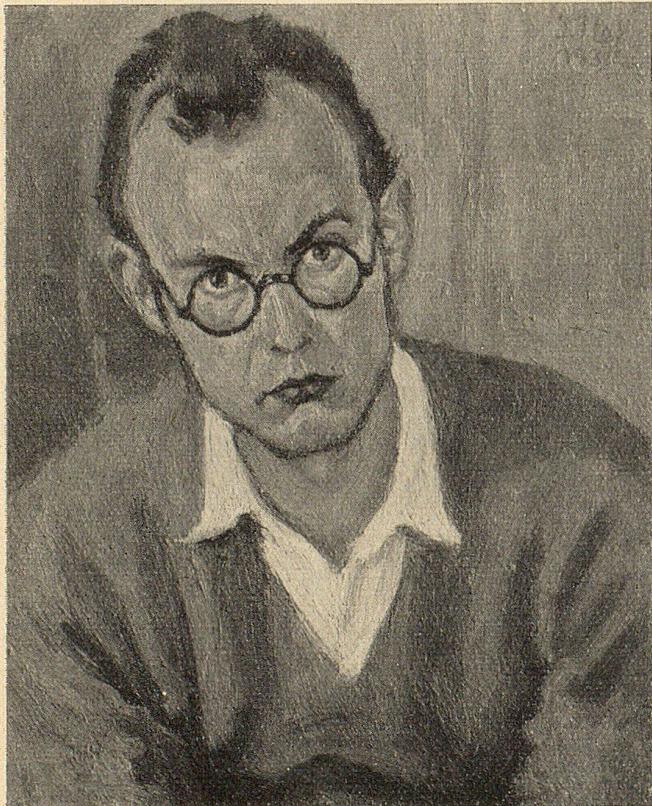
wollte er sich bald entfernen, aber der Fremde sagte: „Nicht so, Herr Professor, so haben wir nicht gewettet. Ihr sollt uns heute noch daß ergözen; Ihr seid ja der, von dessen Narreteien man überall so viel hört.“ „Das ist mir neu,“ erwiderte Taubmann, „in Wittenberg gibts keine Narren, es sei denn, daß eben erst einer hier angekommen wäre.“ —

Taubmann wurde nur 48 Jahre alt. Seine philosophische Gelassenheit und seinen Humor verlor er in der letzten Lebenszeit, während welcher ihn ein qualvolles Gichtleiden heimsuchte, nicht. Den herannahenden Tod fühlend, sprach er zu den Seinen: „Bald werdet Ihr mich in meinen Ruheschrein legen und den Würmern auf dem Gottesacker am Elsterstor einen guten Poeten und vollwichtigen Professor (perfectum Professorem) zu verzehren geben.“ Seine Gattin verwies ihm eine solche Rede, worauf

er entgegnete: „Warum soll man den Würmern nicht auch etwas Gutes gönnen?“ — Am Morgen des 24. März 1613 starb Taubmann nach schmerzhaftem Krankenlager. Seine letzten Worte waren: „Mein Gott, mein Gott, verlaß mich nicht!“ Einer der merkwürdigsten Menschen des 17. Jahrhunderts schied mit ihm dahin. Sein Leichenbegängnis war das großartigste, das Wittenberg wohl je gesehen hatte, und in Wort und Schrift wurde der Verstorbene als „unvergeßlicher Poet und Philolog“, als „eine Leuchte Germaniens“ usw. gefeiert. Eine reiche Literatur existiert über ihn. Außer der bereits eingangs erwähnten „Taubmanniana“ haben wir bei Abfassung des vorstehenden Artikels hauptsächlich das 1882 erschienene Werk „Friedrich Taubmann, ein Kulturbild“ von Friedrich W. Ebeling, benutzt, dem auch das Porträt des originellen Mannes entnommen ist.

405067

Aus der Werkstatt appenzellischer Künstler. Jakob Nef, Herisau.



J. Nef. Herrenbildnis.

„Künstler bilde, rede nicht!“

Mit andern Worten: er soll seine Arbeiten sprechen lassen und damit basta. Dieses an sich berechtigte Gebot zu halten, ist nicht immer

leicht. Ganz besonders dann nicht, wenn man vom Kalendermann freundlich eingeladen wird, über die eigene Arbeit etwas zu schreiben. Die dabei zum Ausdruck kommende Absicht, Kunst und Volk einander näher zu bringen, ist wohl berechtigt genug, um des Kalendermannes Wunsch zu erfüllen. Dabei muß ja diese Aufgabe nicht durchaus so gelöst werden, daß man an seinen eigenen Erzeugnissen kleben bleibt, muß man sich doch bewußt sein, daß die eigene Arbeit nur ein ganz kleiner Beitrag ist zum allgemeinen großen künstlerischen Schaffen und Gestalten. Und wenn man nicht vergibt, daß es, grundsätzlich gesprochen, niemals um den Künstler geht, sondern nur um seine Arbeit, daß nicht der Träger künstlerischen Wollens, sondern nur die Arbeit als Resultat irgend welchen künstlerischen Strebens im Licht stehen darf, so glaube ich, ist die Gefahr, in Eitelkeit zu verfallen, nicht groß.

Wenn man die heutige Welt und ihre Irrnisse betrachtet und ihren Kampf ums materielle Dasein, so frägt man sich unwillkürlich, ob nicht Kunst und Künstler der Gegenwart überflüssig geworden seien. In dem Sinne, daß die Menschen, von denen die meisten gedrängt und gehekt sind, Wichtigeres zu tun haben, als sich mit Kunst zu befassen. Auch die durchaus technische Entwicklung der Welt läßt den Schluss nicht von der Hand weisen, daß die Beschaulichkeit künstlerischer Arbeit irgendwie ein Anachronismus bedeutet, ja vielleicht sogar eine Beleidigung der alseits sieghaften stolzen Technik! Aber es hat doch Kunst gegeben zu allen Zeiten, von den Urmenschen bis in das scheinbar zivilisierte Heute. Ein Beweis dafür, daß Kunst als schöpferische Kraft trotz aller Hindernisse je und